



Horst Hohmann

Südafrika: Der Marathon des Abel Mnguni

Um 3.30 Uhr in der Frühe sind die Straßen rund um die Kirche von Maphoko noch menschenleer. Ein eisiger Wind fegt über die Hochebene von KwaNdebele. Es ist Winter in Südafrika. Wie jeden Morgen schlendert Abel Mnguni (59) fröstelnd zur Bushaltestelle, eine Plastiktüte mit Vesperbrot und drei Bananen in der linken Hand, einen dicken Wollschal um den Hals gelegt. Viertel vor vier dann: Motorenlärm in der Ferne. Scheinwerfer tanzen über die flachen Häuser und Hütten, kommen näher. Der PUTCO-Bus hält mit quietschenden Bremsen. Die Tür fliegt auf, um den neuen Fahrgast zu schlucken.

Weiter geht´s durch die Nacht, über Schotterwege zunächst, bis nach zwanzig Minuten die Hauptstraße nach Pretoria erreicht ist. Kurze Begrüßung der Bekannten auf den vorderen Sitzen, ein Plausch, ein müdes Lachen und bald setzen die Männer und Frauen ihren unterbrochenen Schlaf fort.

Über Südafrikas Hauptstadt kündigt sich im Osten bereits der neue Tag an, als Abel Mnguni wenige Minuten nach sechs im kleinen Bus-Terminal von Eastley aussteigt. Fast zwei Kilometer hat er jetzt noch zu Fuß. Punkt sieben beginnt sein Dienst im Ausbesserungswerk der TRANSNET, der staatlichen Eisenbahn. Lagerarbeiter ist er dort. Siebzehn Jahre nun schon. Hilfskraft die ganze Zeit, weil er keinen Schulabschluss vorweisen kann.

Der Vater von sieben Kindern, der neben Matebele und Afrikaans fließend Englisch spricht und im heimischen Maphoko angesehener Berater des jungen Königs der Ndebele ist, mag noch immer nicht an schnelle Lösungen für sich und das Millionenheer der Pendler und Wanderarbeiter im „neuen Südafrika“ glauben.

„Die Altlasten der Apartheid, der Zeit vor der Unabhängigkeit 1994, wiegen trotz aller Versprechen der neuen politischen Führer noch immer schwer“, sagt Abel nachdenklich. „Abgeschoben hatte man uns Schwarze. Weit weg vom Schuss. Keine Arbeitsplätze im ehemaligen Homeland für uns geschaffen. Nur in der Republik, in der 90 Kilometer entfernten Stadt, gab´s Brot und Verdienst. Das wird wohl auch noch lange so bleiben.“ Knapp 5600 Rand stecken an jedem Monatsende in seiner Lohntüte. Umgerechnet 350 Euro. Ein Fünftel davon geht pro Monat fürs Bus-Ticket drauf. „Mit dem Rest kann ich keine großen Sprünge machen“ stellt Abel Mnguni lakonisch fest. „Meist sitzen bei mir zu Hause dreizehn Personen am Tisch.“

Der einzige „Luxus“, den sich der Eisenbahner bisher leistete, ist ein kleines TV-Gerät, das er aus Sparsamkeitsgründen höchstens viermal die Woche auf Empfang schaltet. Eine Autobatterie sorgt für die nötige Energie. Ans Stromnetz ist sein ärmliches Backsteinhaus noch nicht angeschlossen. Die Gebühren, so schätzt er, würden sein sorgsam berechnetes Haushaltsbudget sprengen. „Aber besser so, als eine kaputte Familie oder eine monatelange Trennung von Frau, Kindern und Enkeln“, rechtfertigt der praktizierende Christ seinen bescheidenen Lebensstil. „Ein schreckliches Übel in unsrem geliebten Südafrika – die zerbrochenen Ehen, die vielen Kinder und Jugendlichen, die ohne ihre Väter aufwachsen müssen“. Und mit trauriger Miene fragt er: „Sind ein paar lumpige Rand auf dem Konto das vielleicht wert?“

Den ermüdenden Marathon auf seiner „Hausstrecke“ zwischen Maphoko und Pretoria will Abel darum bis zu seiner Pensionierung in Kauf nehmen. Jeden Tag. Montag bis Freitag. Jeden Tag fünf Stunden auf Achse.

Er schmunzelt, deutet mit ausladender Geste auf die fast 2000 Menschen, die am späten Nachmittag im riesigen Terminal „Marabastad“ auf ihre Busse nach KwaNdebele warten. „All diesen Leuten hier, geht es nicht besser als mir“, tröstet er sich. Fügt aber gleich hinzu: „Träumen tun wir natürlich schon davon, in einigen Jahren vielleicht einen Job in unserer Heimat zu finden, falls die Nachfolger Nelson Mandelas in der Regierung irgendwann doch

noch mit ihren Plänen Ernst machen, in strukturschwachen Provinzen wie der unseren neue Industriestandorte zu fördern.“

Nichts dürfe dabei übers Knie gebrochen werden, unterstreicht Abel. „Wir werden zwar nicht aufhören, unsere sozialen und politischen Forderungen zur Sprache zu bringen. Doch mit Gewalt – nie wieder!“

Wie in den Jahren vor der spektakulären Wende 1994, möchte er auch jetzt im Rat des Königs und in seiner Pfarrgemeinde für einen „versöhnlichen Umgangstil“ kämpfen.

Und nach Arbeitsschluss, auf den langen Fahrten zurück nach Maphoko? „Auch da diskutieren wir untereinander viel über unsere Zukunft in KwaNdebele“, sagt der Pendler.

Um 18.30 Uhr, schon nach Einbruch der Dunkelheit, begrüßen ihn zu Hause drei seiner kleinen Enkel. Abel Mnguni ist glücklich. Ein Tag weniger trennt den Lagerarbeiter vom heiß ersehnten Ruhestand.